Publikation: tbhb **Pagina:** 11 **Ist-Farben:** cmyk0
Ressort: tb-fc **Erscheinungstag:** 12. 12. 2012 **MPS-Planfarben:** cmyk

Alltag auf einer Königin

Berggeschichte Die Rigi steht im Mittelpunkt des Kinofilms «Mein erster Berg» von Erich Langjahr. Die wechselvolle Tourismusgeschichte dieses Innerschweizer Bergs ist unter anderem Thema in einem neuen Buch. **Andreas Stock**

Als Zentrum der damaligen Eidgenossenschaft war die Rigi 1480 auf einer ersten Landkarte eingezeichnet; bereits damals wurde sie «Königin der Berge» genannt. In seinem mit vielen Fotografien sowie Archivbildern illustrierten Buch «Rigi – Mehr als ein Berg» dokumentiert der Historiker und Journalist Adi Kälin die eindrückliche Geschichte des «Modebergs». Denn früh wurde die Rigi zum beliebten Reiseziel. Zunächst als Pilgerort: Ab 1700 begann ein reger Wallfahrtsbetrieb zur dortigen Kapelle; bis zu 25 000 katholische Pilger waren es manches Jahr. Sie wurden abgelöst von jenen Gästen, die für allerlei Kuren hinaufkamen (nach Kaltbad für kalte Bäder) – nach den Pilgerunterkünften entstanden Hotelbetriebe. Im 19. Jahrhundert begannen wegen der vielgerühmten Aussicht Dichter, Künstler und Berühmtheiten aus halb Europa den knapp 1800 Meter hohen Berg zu stürmen.

Bilder: Langjahr Film

Die Rigi aus unterschiedlichen Blickwinkeln: Filmstills aus «Mein erster Berg – ein Rigi-Film».

Wieder so ein Charakterkopf

Der Innerschweizer Erich Langjahr hat in seiner Kinodokumentation «Mein erster Berg» einen anderen, persönlicheren Blick auf diesen Berg. Historisches, Zahlen oder einen Kommentar gibt es in seinem neuen Film nicht; erst im Abspann folgen einige schriftliche Fakten und Reminiszenzen. Langjahrs Kino hat sich schon immer durch ruhige Bildergeschichten ausgezeichnet. Zu genau beobachteten Verdichtungen von Alltag in einem ländlichen Umfeld. Seine sinnlichen Bilder laden das Publikum nicht nur dazu ein, sich eigene Gedanken zu machen, vielmehr ist die Montage subtil darauf angelegt, Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Widersprüche sichtbar zu machen.

Über einen Zeitraum von fünf Jahren sind Erich Langjahr sowie seine Frau und Filmassistentin Silvia Haselbeck immer wieder auf die Rigi gestiegen. Dabei haben sie insbesondere den Älpler Märtel Schindler durch die Jahreszeiten begleitet. Der ist ein typischer, urchiger «Langjahr-Protagonist»: Ein schweigsamer Bauer, in dessen Gesicht mit grossem Schnauz sich die tägliche Arbeit in der Natur eingegraben hat. Es ist verblüffend, wie Langjahr stets solche Charakterköpfe ausfindig macht. Schindler ist auf der Rigi aufgewachsen. Wie schon seine Vorfahren lebt und arbeitet er hier.

Präziser Blick fürs Handwerk

Diesem Märtel Schindler sehen wir zu, wie er durch den tiefen Schnee stakst, um Tannenbäume zu fällen. Im Frühling wird er die Bäume entrinden und dann erlebt man im Laufe des Filmes, wie mit den Stämmen eine Blockhütte entsteht. «Erleben» beschreibt es darum gut, weil das Handwerk so faszinierend präzis beobachtet wird, dass man sich danach beinahe befähigt glaubt, selbst eine Holzhütte erstellen zu können. Wie Menschen mit erstaunlicher Fertigkeit und praktischer Erfahrung ihre Arbeit machen, dafür hatte der Filmemacher stets ein Auge. Wenn Schindler im Rhythmus der modernen Alpenmusik von Hans Kennel mit einem Holzhammer Pfähle in den Boden rammt, kann man sich an der kraftvollen wie eleganten Szene kaum sattsehen.

Palasthotels und Krisen

Trotz dieser Liebe fürs Detail geht Langjahrs Kino über die filmische Impression hinaus. Denn im ruhigen Fluss rückt die Kamera weit mehr ins Bild. Beispielsweise die Touristen, die in Massen auf die Rigi kommen und von hier oben den prächtigen Ausblick geniessen, den uns auch Langjahr immer mal gönnt. Die Menschen schlitteln vergnügt am Älpler vorbei, wenn der Holz schlägt. Oder sie fotografieren und filmen ihn mit den anderen Älplern beim Schwingfest, wenn sie in Tracht beim Umzug mit den Tieren vorbeiparadieren. Dem genauen Zuschauer wird nicht entgehen, dass es auch einen anderen, weniger festlichen Alpaufzug zu sehen gibt.

Buch und Film über die Rigi ergänzen sich auch in diesem Punkt schön. Neben einer Bildreportage rollt Adi Kälin im Buch die touristische Entwicklung des Innerschweizer Bergs ausführlich aus; er beleuchtet auch deren Schattenseiten. Es ist eine wechselvolle Geschichte, die von Konkursen und Krisen ebenso gezeichnet ist wie von glamourösen Zeiten mit Palasthotels. Und das Kapitel über die Planung und Entstehung der Bahn auf die Rigi – ein grosser Sprung für den Tourismus – rekapituliert zudem ein spannendes Stück Technikgeschichte.

Ohne viele Worte

Die Bahn ist auch Arbeitgeber von Märtel Schindler. Ohne viele Worte macht Erich Langjahr deutlich, dass der neben seinem Betrieb mit Ziegen und Kühen einem Nebenjob nachgehen muss. So fräst der Älpler beispielsweise mit von Schnee und Kälte vereistem Schnauz die Schneemassen auf der Bergstation weg; oder er hilft dabei, die Zahnradführungen auf dem Gleis auszuwechseln.

Eingerahmt wird «Mein erster Berg» von Aufnahmen, die der Filmemacher an einer der steilen Felswände der Rigi gedreht hat. Dort wird jeweils im Frühling eine riesige Schweizer Fahne montiert und im Herbst abgeräumt. Die grosse rote Plache mit dem weissen Kreuz ist von Luzern aus zu sehen. Ein weiterer Blick auf den eindrücklichen Berg. Ob aus der Distanz, aus geschichtlicher Optik oder mit den Augen eines Bauern – die unterschiedlichen Perspektiven im Film und Buch wecken die Lust, sich wieder einmal auf den Weg zur Rigi zu machen.

Film und Buch über die Rigi

Film: «Mein erster Berg – ein Rigi Film», ist ab morgen in den Kinos in St. Gallen (Rex 3), Uzwil (Kino City) und Wil (Cinewil) zu sehen, im Januar in Herisau. Am 21.12., 20.30 Uhr, ist Regisseur Langjahr im Kino Passerelle in Wattwil zu Gast.
Buch: «Rigi – Mehr als ein Berg» von Adi Kälin mit einer Bildreportage von Gaëtan Bally, Verlag Hier & Jetzt, 2012, Fr. 68.–.

Zu viele UV-Filter bei Kosmetika

Viele täglich angewendete Kosmetika enthalten UV-Filter in oft ähnlich hohen Konzentrationen wie Sonnencrèmes. Dies zeigt eine Studie der ETH Zürich.

Filter für ultraviolettes Licht sind allgegenwärtig, nicht nur in Sonnencrèmes: Sie werden auch Lippenstiften, Gesichts- und Handcrèmes, Make-up und Aftershaves beigemischt. Zum einen, um UV-Schäden der Haut vorzubeugen, zum anderen, um das Produkt selbst vor lichtbedingtem Zerfall zu schützen.

Wie bei Sonnencrèmes

Ein Team um Konrad Hungerbühler, Professor für Sicherheits- und Umwelttechnologie in der Chemie, hat erfasst, wie oft die Schweizer Bevölkerung Produkte mit UV-Filtern verwendet. Weiter hat es in Zusammenarbeit mit dem Kantonalen Laboratorium Basel-Stadt bei 116 Produkten die Konzentrationen gemessen. Es zeigte sich, dass viele der Produkte mehrere UV-Filter in oft ähnlich hohen Konzentrationen wie Sonnencrèmes enthalten, wie die Forscher im «International Journal of Hygiene and Environmental Health» berichten. Zudem nehme ihre Verwendung in der Schweiz zu, sagt Erstautorin Eva Manová in «ETH Life». Sonnencrèmes mit einem hohen Schutzfaktor würden heute vier- bis fünfmal häufiger verwendet – wohl als Folge der Hautkrebs-Aufklärung.

Obwohl guter Schutz beim Sonnenbad wichtig ist, sei es unnötig, UV-Filter zum Beispiel Nachtcrèmes beizumischen, erklärt Manová. «Ich denke, es gibt Leute, die ihren Körper zu hohen Konzentrationen an UV-Filtern aussetzen, ohne sich dessen bewusst zu sein.»

Hormonaktiv

Denn einige der Substanzen stehen im Verdacht, negative Auswirkungen auf Gesundheit und Umwelt zu haben. Studien zeigten, dass der UV-Filter Ethylhexylmethoxycinnamat (EHMC) die Haut durchdringt, im Körper hormonaktiv wirkt und Wasserorganismen schädigen kann. EHMC wurde in 51 Prozent aller Schweizer Kosmetikprodukte gefunden. (sda)

BUCH DER WOCHE

Das Städtchen der sterbenden Emigranten

Nur zwei Jahre lebt Mimi nicht in ihrem südapulischen Dorf, sondern in der Schweiz – und doch sind es Jahre, die sie für den Rest des Lebens prägen.
«Zementfasern», der erste, auf Deutsch übersetzte Roman des 35jährigen apulischen Autors Mario Desiati, erzählt von einer Gruppe süditalienischer Gastarbeiter, die Mitte der 1970er-Jahre in Zementfabriken bei Zürich und im Glarus viel mehr verlieren als nur ihre besten Jahre: Sie verlieren ihre Gesundheit und damit das, wofür sie gearbeitet hatten, ein friedliches Altwerden in der italienischen Heimat.

Versinken im Zement

Zuerst hört es sich schön an: Das Leben der Familie Orlando in einem «Haus aus Glas», von wo die Männer zur Arbeit in den «ternitti» aufbrechen. Dass das Haus aus Glas eine verlassene, unheizbare Glashütte ist, in der man sich im Winter fast zu Tode frieren wird, und dass die «ternitti» Eternitfabriken sind, in denen schon mal jemand auf einem Brett ausrutscht und innerhalb von Sekunden auf immer im Zement versinkt – das ist die Realität, die der 14jährigen Domenica, genannt Mimi, nach und nach aufgeht.

Bild: pd/Basso Cannarsa

Mario Desiati

Ein Stück Fremdheit

Dann ist sie, immer noch ein junges Mädchen, zurück in Apulien und nimmt ein Stück Fremdheit nun auch hierhin mit. Nie wird sie ganz und gar im Dorfleben aufgehen, eine Familie gründen und ein traditionelles Leben führen. Für sie bedeutet die Schweiz ihre erste, heimliche Liebe – und eine Schwangerschaft mit 15. Als sie zurückkehrt, hat sie die winzige Arianna dabei. So lebt sie nun zwar in ihrer Heimat, aber am Rande der Konvention. Aus dem Mädchen, das sich unter dem Tisch verkriecht, um in sich selbst zurückzukehren, einer hellwachen Einzelgängerin, ist eine selbstbestimmte Frau geworden, die ihr Liebesleben unabhängig gestaltet und Verantwortung für ihren Bruder übernimmt, der als hoffnungsloser Säufer durchs Leben geht.
Mimi sieht sie, die Zusammenhänge, die sich mit jedem Jahr, weniger verdrängen lassen: «Die Männer hatten alle in Fabriken in Deutschland, der Schweiz oder im Norden gearbeitet. Bei vielen war es um Asbest gegangen, bei anderen um Rauch in Eisenhütten, Kohle, chemische Substanzen, Acetylen, Helium, Gas.»

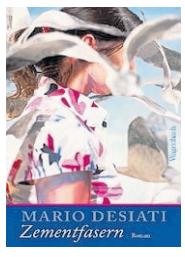
Preis für die Industrialisierung

Als Mimi auf die 40 zugeht, sieht sie an ihrem Vater und den anderen Männern, welchen Preis sie für ihren Beitrag zur Industrie geleistet hatten: «ein ausgezehrter Körper, ein kurzer Atem und erloschene Augen… Es war, als wäre das Alter, die erfüllteste Zeit des Lebens, nur noch einem Teil der Menschheit vorbehalten. Ein frühzeitiger, qualvoller Tod für die Männer, noch bevor sie sechzig wurden, für die Frauen mehrere Jahrzehnte Einsamkeit.»

Mario Desiati hat ein sehr poetisches Buch geschrieben, in dem die harte Wirklichkeit der Gastarbeiterjahre neben der vitalen Kraft und Schönheit der apulischen Landschaft stehen und sich vor allem in der Figur der Mimi Orlando zu etwas Eigenwilligem verdichten. «In Mimi wuchs das Bedürfnis, sich keinen einzigen Krümel des Lebens entgehen zu lassen, jedes Gefühl bis auf den Grund zu erforschen. Das Städtchen der sterbenden Emigranten war für viele eine blosse Aufeinanderfolge von Ereignissen (…), doch ein mitfühlendes oder empfindsames Wesen hat keinen Schutzpanzer für die Seele. Entscheiden. Wenn man sich nicht entscheidet, siegen die Konventionen (…) Für Mimi bedeutete das Leben, gegen die Strömung zu schwimmen.» Es ist die Schärfe dieser Bewusstheit, die Mimis Erleben der traditionellen Feste, der Rituale wie der Totenkörbe, die sie den verstorbenen Männern packt, oder auch der späten Rückkehr ihres einstigen Geliebten prägt.

Ein Stück Schweiz

Es gelingt Desiati, diese Intensität auch als Sprachkraft in seinem Buch wirken zu lassen, und so ist «Zementfasern» nicht nur als Beitrag zu einem wichtigen Schweizer Thema zu empfehlen, sondern auch als ein Stück überzeugender – und von Annette Kopetzki gut übersetzter – Literatur.
Bernadette Conrad



Mario Desiati: Zementfasern, 283 S., Klaus Wagenbach 2012. Fr. 28.40